

(Nachdruck verboten.)

261

## Kinder der Gasse.

Roman von Charlotte Knödel.

19.

Monate waren seit der Emma Tod verfloßen, und dennoch schnürte dem Christian er an das Sterben der Schwester dachte, immer wieder die Scham die Kehle zu, aber der Paula hatte er verziehen.

Die Entrüstung der ersten Augenblicke war vorüber. Sie war vor der Sehnsucht nach ihr gewichen. Seine Sinne verlangten nach ihr.

Die Luis arbeitete seither mehr noch wie früher. Sie war blässer geworden und hustete bisweilen kurz und trocken. Wenn sie mal des Sonntags hinauf zu Stamp kam, betrachteten die sie mit sorgenden Gesichtern.

„Ich glaub, es schafft zu viel,“ sagte Frau Stamp zum August. Und der sagte es der Luis.

„Ach bewahr!“ lachte die und hustete.

„Du hast jetzt all zwei Stundeplätz!“

Sie nickte. „Was is des! Deshalb is mer's doch eso, als ob ich nix mehr zu tun hätt, seitdem es Emma tot is!“

„Ach weißt — und arbeite muß ich!“ Die Röte stieg in ihre Wangen. Ihre Finger zuckten.

Es war ein Bittern vor den müßigen Stunden in ihr, vor Stunden, wo sie still sitzen und stricken oder nähen konnte. Wenn sie dabei um nichts zu sorgen hatte, übermannen sie allerhand Gedanken.

Die Furcht, daß auch sie krank werden könnte, krank wie die Emma, stieg in ihr auf und fand sie wehrlos für Augenblicke.

Und sie suchte nach ihrem mutigen Lachen und dem Glauben an ihre Kraft. Und wenn sie's nicht fand, redte sie sich auf und biß die Zähne zusammen.

Arbeiten, arbeiten! Das is es einzige, was mer hat! Und dann begann sie zu scheuern, bis ihre Wangen brannten.

Die Paula hatte sich in all der Zeit nur selten bei Müttings sehen lassen. Aber kurz vor Weihnachten trat sie in die Stube und fragte, wann der Christian käme.

„In drei Tagen,“ sagte die Luis und sah kaum von ihrer Arbeit auf.

Sie hielt Hausputz. Und die Paula sagte, daß sie sie nicht aufhalten wolle, und ging.

Daheim setzte sie sich aufs Fensterbrett, ließ die Beine baumeln und summt ein Liedchen.

Sie freute sich, daß der Christian bald kam.

Er is zwar der langweiligste von alle, dachte sie, aber er heiratet mich! Er muß mich heiraten! Und sie summt vergnügt.

Der Peter hockte am Tisch und hatte die Ellbogen aufgestemmt. Seine Stirn lag in Falten. Seine schlanken Brauen waren buschig zusammengeballt, er nagte mit den Zähnen an der Unterlippe.

Ehe der Vater in die Fabrik gegangen war, hatte er dem Burschen gedroht, ihn aus dem Haus zu schmeißen, wenn er am Abend keine Arbeit gefunden hätte.

Aber der Peter hatte sich noch nicht entschließen können, auf die Suche zu gehen.

„Zum Teufel zu! Er soll mich doch rauschmeißel!“ sagte er und schlug mit der Faust auf den Tisch.

Dann schaute er zur Paula hinüber. Die, die schafft ja auch nit! Und er redte den Kopf.

Mit baumelnden Beinen sah sie noch immer auf dem Brett und summt eine Melodie zwischen den Zähnen.

Ihre gleichgültige Seiterkeit ärgerte ihn.

„Du machst Der natürlich nix draus, wenn er mich rauschmeißt!“ sagte er und gab der Kaffeekanne, die nicht weit von ihm auf dem Tisch stand, einen Stoß, daß sie umfiel. Die Brühe floß über den Tisch und tröpfelte auf die Erde.

Der Peter wollte aufspringen, um einen Lappen zu holen: aber wozu is denn das Paula da! dachte er und blieb sitzen. Die Paula ihrerseits dachte: Er hat's umgestoßen, ich werd

dem doch nit die Arbeit schaffe, fällt mer gar nit ein! Und auch sie blieb sitzen und summt ihr Lied ein wenig lauter als zuvor.

„Da heißt's immer, ich wär faul!“ sagte der Peter und lachte hart. „Ich möcht wissen, wer von uns fauler is, Du oder ich?“

„Fräget all die Blümlein schön,  
Ob sie mit ihm suchen gehn!“

sang die Paula.

Der Peter aber sprang auf und trat dicht vor die Schwester hin. „Warum will er mich rauschmeißel, wenn ich nit schaffe tu, hä?“ fragte er, „warum sagt er mir das und nit Dir! Gehst Du denn schaffe?“

Die lachte. „Ich bei all mein Faulenze krieg feine Wein und Champagner.“

Und da sie seine gierig funkelnden Augen sah, wiederholte sie: „Ja, Champagner! Gestern abend hab ich Champagner getrunken, Peter! Ich sag Dir, das is ein Gefüß, süß und eso prickelich, ol!“ Sie lachte. Stemmt die Hände in die Seiten und schaute ihn triumphierend an.

„Champagner!“ sagte der Peter. Und er hatte ein Kraken im Gasse und gleich darauf einen wütenden Durst. „Champagner! Ich pfeif auf Deinen Champagner, wenn ich nure en Glas Bier — —! Ah Bier, Bier, ich han eso Durst!“

Oder Schnaps, Schnaps! dachte er. Es war ihm, als müsse er verschmachten.

Er schaute hinüber zum Tisch, von dem noch immer der Kaffee herunter auf den Boden tropfte. „Das Zeug!“ Es stieg ihm ein Efel in der Kehle auf: Schnaps, Schnaps! Das war was anderes!

Er griff mit der Hand in die Taschen, die waren leer. Er wußte es ja! Seine Kameraden hatten ihn gestern zuletzt noch freigehalten.

Aber die da vor ihm auf dem Fensterbrett, die hatte Geld! Das wußte er auch.

Und er räusperte sich. „Wenn De mer en paar Mark gibst, Paula,“ sagte er, „dann geh ich mer Arbeit suche!“

„Das Mädal lachte: „Ziel mer ein,“ sagte sie. „Du, Arbeit suche! Sahaba! Mach das eme andere weiß! Verkaufen willst das Geld! Ich kenn Dich! Aber dazu geh ich mein Geld nit her! Ich brauch's auch — —!“ Sie überlegte, daß sie ein Geschenk für den Christian kaufen wollte zu Weihnachten.

„Ich brauch mein Geld,“ wiederholte sie. „Und Arbeit findest auch ohne die Grosche!“

„Aber ich mag nit schaffe gehn!“

„Da haben mer's ja!“ lachte das Mädchen.

„Mein, ich mag nit!“ sagte der Bursch und stampfte mit dem Fuße auf. „Du gehst auch nit! Und ich bin grad so viel wie Du! Und Du mußt mer Geld gebe! . . . Du . . . Du . . .!“ Er hob die Hand zum Schlag.

Die Paula blieb ruhig. „Versuch's —!“ sagte sie.

Da ließ er die Hand sinken. „Gib mer en paar Mark,“ bettelte er, „dann tu ich Der nix!“

„Ziel mer ein! Ich brauch mein Geld!“

„Für de Staat!“

„Na ja! Kleider machen Leut! Wenn ich daherkäm wie Du, meinst Du, einer von dene feine Herrn, wo mit mer gehen, lies mer nach?“ Sie maß den Bruder mit verächtlichem Blick.

Der stand mit zusammengezogenen Augenbrauen, und plötzlich hob er den Kopf.

„Wenn De mer kein Geld gibst,“ sagte er, „dann weiß ich was ich tu . . .!“

Ungerührt, ohne die leiseste Furcht im Gesicht, sah das Mädchen ihn an.

„Na, was denn?“ Nur Neugier war in der Frage.

„Dann sag ich's em Christian Mütigg, Deinem Liebsten, daß De en Sur bist!“

Bei den Worten wich das Blut aus Paulas Wangen. Sie sprang vom Brett herunter.

„Des darfst nit!“ sagte sie.

Des Peters Augen bligten. „Ach — hab ich Dich, Rögelche?“ lachte er, und dann fuhr er fort: „So, so . . . des darfst nit! Des darfst nit! Sahaba! Aber das tu ich, ja das tu ich, wenn De mer nit auf der Stell fünf Mark gibst!“

„Fünf Mark!“ Die Paula befaß sich. „Ne“, sagte sie dann: „Ich geb Dir ein Mark, dann bistest still!“

„Ein Mark!“ Der Peter lachte. „Des is mer nit der Müß wert! Fünf Mark, oder ich sag's em Christan!“ Er streckte ihr die Hand hin.

Die Paula aber rechnete. Fünf Mark, hm! — Ja, und wenn er's dann doch zu hören kriegte, der Christan! Die Quis hatte sie neulich gesehen, wie sie mit dem Härter gegangen war. Sie hatte mit dem August unter der Tür gestanden und hatte ihr nachgeduckt, so sonderbar . . .!

Und überhaupt heiraten! Den Christan? So hinter's Licht zu führen war der gewiß nit. Aber Lehrersfrau — hm!? Heiraten würde sie doch keiner von den anderen. Ach und der Christan war ja doch ein netter Kerl . . . so . . . so — — En bissel langweilig ja, aber ganz anders doch wie die anderen oft. Sie befaß sich. Sollte sie dem Peter die fünf Mark geben? Aber dann schüttelte sie den Kopf. Er sagt's em ja doch nit! lachte sie. Das getraut er sich nit! Und für die fünf Mark kann ich em Christan was Schönes zu Weihnachte kaufel! Sie ging am Peter vorbei auf die Kammer zu.

„Gibst mer es Geld?“ fragte der.

„Nein!“ sagte sie, warf die Tür hinter sich ins Schloß und riegelte zu. „Nix geb ich Dir, keinen Grosche, sag's nure em Christan, wenn Der's Spaß macht! Ich geb Dir nix!“

Der Peter aber griff nach seinem Hut. Na, Christan! dachte er mit höhnischem Grinsen, das gibt en Spaß, wenn ich dir vom Paula erzähl!

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Berlin auf der Eisenbahn.

Wer da hat, dem wird gegeben, pflegt man zu sagen. Und als ob das große und „größere“ Berlin an seinen eigenen drei Millionen Seelen noch nicht genug hätte, so schütten auf seinen Bahnhöfen tagtäglich ungefähr 170 einlaufende Fernzüge ihre 50 000 bis 60 000 Menschen aus aller Herren Länder aus. Wenn sie alle dablieben, so würde in drei bis vier Jahren das ganze deutsche Vaterland in Spreetähen verammelt sein. Glücklicherweise tun sie das nicht; sondern zu den 170 ankommenden gesellen sich ebensoviel abgehende Züge, um alle die von hinnen zu führen, die den Staub Berlins von ihren Füßen schütteln.

Immerhin ist es doch eine mächtige Flutwoge, die auf diesen Zügen (wir reden hier nur von den Fernbahnhöfen und Fernzügen) täglich über die große Bevölkerungsinself im märkischen Sande hineinbrandet und wieder zurückfließt, kleine Teile abbröckelnd, größere aber herantragend, genau wie die Flut des Meeres. Vor mir liegt eine Karte, auf der die in Berlin einmündenden Fernbahnen im Maßstab ihrer Verkehrsichte eingetragen stehen. Da kommen vier dünne Linien aus dem Osten, ganz der spärlichen Bevölkerungsdichte in diesem Teil der preußischen Monarchie entsprechend. Der Görlitzer Bahnhof mit 17 Zügen täglich nimmt die eine dieser Linien auf, die anderen drei, von denen die stärkste die Frankfurter mit 34 Zügen ist, vereinigen sich im Schlesiſchen Bahnhof auf den Ferngleisen der Stadtbahn, über die täglich 92 Züge in beiden Richtungen hinrollen. Die drei von Norden kommenden Linien, darunter die wichtigste die Stettiner, vereinigen sich im Stettiner Bahnhof, der einige 70 Züge in Ein- und Ausgang zählt. Auf den Lehrter Bahnhof, die Stadtbahn und den Potsdamer Bahnhof verteilen sich eiliche 100 Züge, die aus dem Westen des Reiches über Nordhausen, Magdeburg, Hannover, vor allem aber von Hamburg eintreffen oder dorthin abgehen. Beinahe 100 Fernzüge empfangen oder entlassen endlich der Anhaltische und der Militärbahnhof nach Züterbog und in der Richtung auf Dresden, Leipzig und Halle oder darüber hinaus.

Das ist gewiß ein recht ansehnlicher Verkehr auf dem großen Aech, das die Riesenspinne Berlin nach allen Seiten ausstreckt. Wenn wir die Nachtstunden von 1 bis 5 Uhr ausnehmen, so trifft alle sieben Minuten ein wohlgefüllter Fernzug auf den Bahnhöfen Berlins ein und ebenso oft geht einer ab. Von der sommerlichen Anschwellung des Verkehrs durch Doppel- und Sonderzüge bis zu den fieberhaften Höhepunkten der ersten und letzten Ferientage, die wir ja gerade eben erst durchgemacht haben, wollen wir gar nicht reden. Von größerem Interesse wird es sein, zu hören, daß alle diese Fern-, Ferien-, Sonderzüge völlig verschwinden gegen die Leistung, die in Berlin von den Vorort- und Stadtbahnzügen an jedem Wochentage entfaltet wird. Alle drei Minuten vom ersten Morgengrauen bis nach Mitternacht kommt auf dem Potsdamer, Stettiner, Görlitzer oder Schlesiſchen Bahnhof ein Vorortzug an und ebenso oft geht einer von Berlin in die Umgegend ab. In gleichen Abständen etwa wird Berlin durchkreuzt von 750 Stadtbahnzügen, 600 Hoch- und Untergrundzügen und umkreist von 300 bis 400 Ringbahnzügen. Selbstverständlich ist jeder Zug nur einmal, d. h. nur auf einem von den verschiedenen Bahnhöfen, die er berührt, gezählt worden. Da haben wir also im Sandumdrehen

und in runden Zahlen neben den 340 Fernzügen noch 2500 Vorort-, Stadt-, Ring- oder Hochbahnzüge, im ganzen beinahe 3000 Eisenbahnzüge, die jeden Tag ihre lebende Fracht nach der Millionenstadt führen, aus ihr entführen oder die Bevölkerung im Reichsbilde von Groß-Berlin hin- und herwälzen. Auf den ersten Ansehn kommt einem das beinahe unaussprechbar vor. Ueber 100 wohlbesetzte Eisenbahnzüge in jeder Stunde tätig für die Menschenverschiebung einer einzigen Stadt! Und wer hat nicht die riesige Menschenwoge schon gesehen, die auf dem Anhalter oder Stettiner Bahnhof jedem eintreffenden Zuge entquillt? Und die Total- und Vorortzüge, die ihren Inhalt über 10 bis 20 Stationen verteilen und wieder ergänzen, sind sie nicht fast immer wohlbesetzt? Was treibt diese Hunderttausende, ja Millionen Menschen, einen großen Teil ihrer Zeit auf der Eisenbahn herumzuführen und fortwährend mit der Uhr in der Hand ihren fälligen Zug zu berechnen?

Wer aus der Vogelschau mit einem Blick das Menschengewimmel in den Straßen Berlins und der näheren Vororte übersehen könnte, würde gar bald in einigen 40 Bahnhöfen ebensoviel Speisepunkte des Straßenlebens erkennen und, wenn er Zeit und Geduld hätte, auch bald herausfinden, daß in den Stunden der Hochfrequenz das Publikum der Massen- und Schnellverkehrsmittel genau dem der Straßenverkehrsmittel gleicht. Sie beherrschen nur durch ihre Ueberlegenheit in der Schnelligkeit größere Raumabstände, sie greifen weiter hinaus in Feld und Heide und zaubern neue Stadtteile und Villendörfer hervor, wo eine neue Straßenbahnlinie nur ein paar Geländestreifen zur sogenannten „Bau-reise“ entwickelt. Während die Siemensſche Hochbahn gegen 35, die Stadt- und Ringbahn etwa 120 Millionen Menschen jährlich auf ihren Bahnhöfen ausschüttet, kommen von den mit der Stadt- und Ringbahn verbundenen Vororten noch 19 bis 20 Millionen hinzu. Das letztere wäre nun nicht eben viel, obwohl es immerhin 60 000 Personen sind, die so an jedem Wochentage aus der näheren Umgebung zur Arbeit, zu Handels- oder Geschäftszwecken das Reichsbild von Berlin aufsuchen. Die Bahnhöfe Friedrichstraße mit 1½, Alexanderplatz mit 1½ und Schlesiſcher Bahnhof mit 3 Millionen Vorortreisenden nehmen den größten Teil dieser fluktuierenden Bevölkerung auf. Immerhin verschwindet sie neben dem Verkehr der Stadtzüge, die beispielsweise an der Friedrichstraße gegen 10 Millionen, auf Charlottenburg, Zoologischer Garten, Bellevue, Alexanderplatz und Schlesiſcher Bahnhof je 7 bis 8 Millionen Reisende im Jahr ausspeien. Demnächst kämen Savignyplatz, Börse und Warschauerbrücke in Betracht, mit rund 5 Millionen Menschen auch noch Wedding und Gesundbrunnen. Von der gesamten Frequenz der Stadt- und Ringbahn entfallen 40 bis 50 Millionen Benutzer auf das eigentliche Berlin, fast ebensoviel auf das tropisch gewachsene Charlottenburg, 15 bis 20 Millionen rekrutieren sich aus den Stadtteilen und Vororten des Nordrings, 10 bis 15 Millionen aus denen des Südrings. Uebrigens machen natürlich alle diese Zahlen nur auf annähernde Genauigkeit Anspruch, da nur die Reisenden mit einfachem Billett gezählt, die Fahrten der Abonnenten aber nur geschätzt werden können.

Wir haben oben des Vorortverkehrs der Stadtbahn gedacht, der im Vergleich zu der Befegung der eigentlichen Stadtzüge gering ist. Aber es kommen ja auch von Norden, Süden und Südosten große Menschenmassen aus den Vororten in die Stadt. So zählt der Stettiner Bahnhof nebst den nächstgelegenen Stationen seiner Vorortstrecken 7 Millionen, die Spreetalbahn vom Görlitzer Bahnhof bis Niederschöneweide ebenfalls 7 Millionen Vorortreisende jährlich. Die vom Potsdamer Bahnhof ausstrahlenden Vorortlinien vollends haben auf ihrer nächstgelegenen Zone (bis Lichterfelde bzw. Marienfelde) eine Jahresfrequenz von 30 Millionen Reisenden, wovon der Löwenanteil auf die Stationen Friedenau, Steglitz und Potsdamer Bahnhof kommt.

Werfen wir endlich noch einen vergleichenden Blick auf das Getriebe der meistbelasteten Berliner Bahnhöfe, so steht unfraglich an erster Stelle der Potsdamer Bahnhof oder vielmehr die Gruppe der dort vereinigten Bahnhöfe. Mit Fernzügen wenig belastet (36 Züge täglich in Ein- und Ausfahrt), empfängt und entsendet dieser Hauptknotenpunkt täglich 246 Vorortzüge nach Lichterfelde-Ort und Zossen, 284 Wannseezüge, 354 Stadtringzüge, und endlich der benachbarte Endbahnhof der Untergrund noch 600 Züge von kleinerem Inhalt. Hier ist ein großstädtisches Verkehrszentrum, das seinesgleichen sucht. In jeder Stunde eines Wochentages 70 bis 80 abgehende oder einlaufende Züge. Dem entspricht der Ab- und Zugang von Reisenden, ohne den das Menschen- und Wagengetriebe am Potsdamerplatz nicht so lebensgefährliche Dimensionen annehmen würde. Man zählt auf dem Potsdamer Bahnhof rund 6 Millionen Passagiere der Ringbahn, 16 Millionen der Vorortbahn, und auf 2 Millionen dürfte der Fernverkehr, der mindestens das doppelte derjenige der Untergrundbahn zu schätzen sein.

An zweiter Stelle kommt der Bahnhof Friedrichstraße, durch den täglich 92 Fernzüge, 42 Vorortzüge und 754 Stadtzüge hindurchfahren, also durchschnittlich drei Züge in vier Minuten. An Stadt- und Vorortbilletten werden fast 11 Millionen jährlich verkauft, und da etwa ebensoviel Reisende antommen wie abfahren, so beträgt die Frequenz dieses Bahnhofes, wenn wir den Fernverkehr auch noch so niedrig veranschlagen wollen, doch 22 bis 24 Millionen oder 60 000 bis 70 000 Menschen an jedem Tage.

Von den übrigen Berliner Bahnhöfen weisen der Anhalter und der Stettiner die bedeutendsten Verkehrsziffern auf. Der erstere, nunmehr von der Vorortbelastung ganz befreit, erhält bezw.

versendet täglich 85 meist stark besetzte Züge, und wenn wir auf jeden Zug nur 300 Reisende annehmen, so kommen wir schon auf die Reiseziffer von 25 000 Reisenden täglich oder rund 9 Millionen jährlich. Nicht geringer dürfte der Fernverkehr des Stettiner Bahnhofes sein, zu dem sich aber noch gegen vier Millionen aus dem Vorortverkehr gesellen. Auch Gesundbrunnen hat einen kolossalen, aus Vorortreisenden (3 Millionen), Stadtringpassagieren (9 Millionen) und Insassen der Fernzüge gemischten Verkehr.

So strömen die Hunderttausende von allen Seiten den Stätten der Arbeit, der Belehrung und des Vergnügens in Berlin zu. Wie die Straßenbahn auf kürzere, so führen die Eisenbahnen auf weitere Entfernungen die an der Peripherie Wohnenden vormittags den inneren Stadtteilen zu und bringen sie nach verrichteter Arbeit wieder hinaus. Es ist kein Zufall, daß gerade diejenigen Teile des inneren Berlins, die den stärksten Bahnverkehrsverkehr haben, gleichzeitig die geringste Bevölkerungsdichte aufweisen. In ihnen ist zum Hausen kein Platz mehr, das geschäftliche Leben absorbiert hier jeden Quadratmeter Boden. Dem kleinen Teil Berlins, der etwa vom Schlesischen, Potsdamer und Friedrichstraßenbahnhof umgrenzt wird, führt die Stadtbahn täglich 100 000 Bewohner der Außenbezirke zum vorübergehenden Aufenthalt zu. Ebenso groß ist das tägliche Zu- und Abströmen aus den Vororten und den von der Ringbahn umschlossenen Teil von Groß-Berlin. Wenn man die Leistung der Straßenbahnen und der Hoch- und Untergrundbahn mit berücksichtigt, kann man wohl ohne Uebertreibung annehmen, daß die inneren Teile von Berlin bei Tage 300 000 bis 400 000 Bewohner mehr zählen als nachts, wenn alle genannten Verkehrsmittel diese mächtige Arbeit oder Unterhaltung suchende Flutwelle wieder in ihre Wohnbezirke zurückgetragen haben. —

W. B e r d t o w.

## Kleines feuilleton.

Not. Eine Dachkammer, unfreundlich und kalt. Auf einem altersschwachen Stuhl sitzt eine Frau, der Hunger und Sorgen aus dem Gesicht sehen. Ein vierjähriger, blasser Knabe steht vor ihr. „Mich hungert, Mutter,“ sagt das Kind mit weinerlicher Stimme.

„Nur noch ein wenig Geduld, liebes Karlehen, der Vater wird gleich kommen!“

„Wohin ist der Vater gegangen, Mutter, sag?“

„Der Vater ging zum Dinkel, da holt er Geld, und wenn er es hat, kauft er Brot, und paß' nur auf, wie bald er da sein wird, mit dem Brot, der Vater!“

„Mutter, das sagst Du jetzt immer schon und er kommt doch nicht. — Mutter, da schau, da brennt mich's, da im Magen!“

„Darauf merken wir gar nicht, Karlehen! — Ich werde Dir was erzählen; was soll ich Dir denn erzählen, sag?“

„Ach ja, Mutter, erzählen,“ bittet das Kind und schmiegt sich an die Mutter.

„Aber was denn, Karlehen?“

„Erzählen!“ Das Kind schließt die Augen.

„Von Max und Moriz?“

Karlehen schüttelt den Kopf.

„Oder von Hansel und Gretel?“

Das Kind verneint abermals.

„Mutter,“ flüstert es und öffnet die großen Augen, „mich hungert!“

„Oder vom gestiefelten Kater?“ fragt die Mutter eifrig.

„Mutter, mich hungert!“

„Jetzt warte nur noch, Kindchen, ich muß Dir ja vom Rotkäppchen erzählen. — Es war einmal ein Kind —“

„Mutter, gib Brot!“

„Das war so schön, daß es jedermann gern ansah —“

„Ich halt's nicht mehr aus!“ jammert das Kind.

„Aber, Gott im Himmel, Karlehen, wir haben ja kein Stüchken Brot im Hause. — Warte noch ein wenig, der Vater muß ja gleich kommen und dann bringt er uns Brot. — Ich will Dir ja auch noch viel erzählen vom Rotkäppchen. — Sei also brav, liebes Karlehen.“

„Ich mag das Märchen nicht mehr hören! — Mutter, geh' mit mir zum Bäcker, der hat ja doch Brot, Mutter, weißt Du, gleich da vorn der Bäcker!“ bettelt das Kind.

Der Mutter rinnen zwei dicke Tränen über die Wangen.

„Bitte, Mutter, bitte!“

„Komm, Karlehen!“

Die Frau geht mit dem Kinde aus der Tür.

Der Knabe trippelt voraus. „Da ist der Bäcker,“ jubelt er.

Schweren Herzens überschreitet die Frau die Schwelle des Bäckerladens. Der Bäcker empfängt sie mit einem unfreundlichen Blick.

„Na, endlich zahlen?!“ herrscht er die Eintretende an.

„Jetzt noch nicht! — Erst wenn mein Mann nach Hause kommt. — Das Kind hat aber so sehr Hunger —“

„Und da möchten Sie von neuem borgen? — Das könnte Ihnen so passen! — Nein, meine Liebe, da wollen wir lieber warten, bis Ihr Mann heimkommt — so lange wird's wohl noch Zeit haben —“

Eine Nachbarin betritt den Laden. Die Frau verläßt das Geschäft, ohne weitere gute Worte auszugeben.

Als das Kind sieht, daß die Mutter ohne Brot aus dem Laden kommt, erschrickt es. Schluchzend stößt es hervor: „Mutter, jetzt hast Du wieder kein Brot!“

„Sie gehen die Straße entlang.“

„Mutter, ich muß sterben! — Mutter, ich verbrenne!“ jammert das Kind.

Die Frau führt es in den dunklen Flur eines Hauses. „Warte hier auf mich, ich bringe Brot.“

Sie geht.

Das Kind fürchtet sich in dem dunklen Hausflur, drückt sich an die Mauer und hält den Atem an.

Eilig läuft die Mutter den kurzen Weg zum Bäckerladen zurück, bleibt vor dem Schaufenster einen Augenblick stehen. Als sie sieht, daß der Bäcker nicht im Laden ist, atmet sie tief, stürzt sich in den Laden und auf den nächsten Korb, greift ein Brot heraus und rennt ins Freie.

Doch der Bäcker hat sie vom Ladenzimmer aus bemerkt.

„Diebin!“ kreischt er und stürzt ihr nach, „die dort ist's — Diebin, festhalten!“

Am nächsten Tag rekonoszierte ein armer, arbeitsloser Mann im Leichenhause zwei Leichen als die seiner Frau und seines Kindes. Die Frau war vor ihren Verfolgern in den Fluß gesprungen und ertrunken. Das Kind hatte man verhungert in einem Hausflur aufgefunden. —

Ferdinand Gebhardt.

t. Unbewusste Zweckätigkeit. Der Organismus der Menschen und Tiere ist so beschaffen, daß Reize der Außenwelt, die auf ihn einwirken, nicht nur gewisse Empfindungen hervorrufen, sondern auch in Bewegungen umgekehrt werden. Ein Teil dieser Bewegungen erfolgt in der Weise, daß die Gehirnzellen, deren Erregung das Zustandekommen von Bewußtseinsvorgängen bedingt, gar nicht in Mitleidenschaft gezogen werden, so daß der Bewegungsvorgang unwillkürlich oder, wie man zu sagen pflegt, reflektorisch erfolgt. Die Pupille zieht sich z. B. zusammen, wenn plötzlich viel Licht in sie eindringt, ohne daß wir von diesem Vorgang wüßten oder ihn gar wollten. Der Begriff des Reflexes wird nicht von allen Forschern gleich weit gefaßt, und auch in der Erklärung der Zweckmäßigkeit gewisser Reflexe gehen die Meinungen auseinander. Dr. von der Velden nennt in den „Fortgeschritten der Medizin“ alle Leistungen des Körpers Reflexe, die nicht durch den bewußten Willen hervorgerufen werden und behauptet, daß fast alle Reflexe ursprünglich nützlich sind und zwar in folgender Weise: Gähnen und Strecken bringt Atmung und Blutumlauf in schnelleren Gang. Durch Brüllen, Schreien, Stampfen und andere Ausdrucksbewegungen, die Jornaussbrüche zu begleiten pflegen wird das Blut in den Kopf getrieben und der Mut zur Abwehr eines Feindes gehoben. Der Fluchttrieb der Menschen und Tiere wird ebenfalls als zweckmäßiger Reflex bezeichnet, der aber durch ein in gewissen Fällen noch zweckmäßigeres Verhalten, z. B. Verstecken oder Verstellen überwunden werden kann. Das unwillkürliche Nachlassen der Spannung des Blasen- und Darmschließmuskels, das bei starkem Schreck nicht selten vorkommt, soll ursprünglich ein gutes Verteidigungsmittel gewesen sein. Das Schwitzen soll ein Reflex sein, der zur Abkühlung des Körpers bei Hitze dient, wogegen die Erwärmung des Körpers bei Kälte reflektorisch durch das Zittern herbeigeführt wird. Vom Straußen der Haare und Federn, von dem Darwin annahm, daß es den Tieren dazu diene, ihren Feinden schrecklich zu erscheinen, ist beim Menschen nur das reflektorische Auftreten der „Gänsehaut“ übrig geblieben. Das Stöhnen, Toben, Wälzen sind Reflexe, die dazu dienen, den Schmerz zu übertönen, das Weinen hingegen führt eine wohlthuende Erschöpfung herbei. Als Reflexe des Wohlbefindens werden bezeichnet: das Grunzen der Schweine, das gesellige Geseufz der Brüllaffen, das Schwatzen satter Späken, Leeschwestern und Zechbrüder. Das Lachen soll ursprünglich Triumphgeschrei über einen schwächeren Feind gewesen sein. —

hl. Künstliche Träume. Die Rätsel unseres Traumlebens beschäftigen die Psychologen seit jeher auf das lebhafteste. So hat man auch durch Experimente festzustellen versucht, in welchem Maße Träume durch körperliche oder von außen kommende Reize ausgelöst werden. Es ist bekannt, welchen Einfluß es auf das Traumleben ausübt, wenn z. B. ein ungewohntes Geräusch in das Bewußtsein des Träumenden eindringt. Derartige Eindrücke werden im Traum ins Ungemessene gesteigert. Das Knaden einer Uhr wird zu einem Schuß, eine kleine Bewegung zum Fallen aus dem Unendlichen, ein Luftstoß zu einem Sturm. Auch die Vorahnungen von Krankheiten im Traume hat man auf solche kaum merkliche Empfindungen zurückgeführt. Die ersten Vorboten von Krankheiten treten bei Tage infolge stärkerer Eindrücke zurück; werden die letzteren nun im Schlafe ausgeschaltet, so wird die kaum merkliche unangenehme Empfindung verstärkt. So verwandelt sich im Traume z. B. das schwache Krabben einer nebenbei Halsentzündung in ein qualvolles Würgen. Auf Grund solcher Erfahrungen hat man seit längerem versucht, Schlafenden äußere Reize künstlich zuzuführen, um die Einwirkungen auf das Traumleben zu beobachten. Duzaringaets machte an sich selbst Versuche dieser Art. Er ließ vor dem Einschlafen ein Knie unbedeckt. Im Traume befand er sich darauf auf einer Postfahrt und die Glieder erstarrten ihm vor Kälte. Er ließ, obwohl er gewohnt war, bedeckten Hauptes zu schlafen, den Hinterkopf unbedeckt und träumte, einer religiösen Zeremonie im Freien beizuwohnen. Nach dem Erwachen verspürte

er eine starke Kälte im Nacken, was beweist, daß die Vorstellungen des Traumes auch umgekehrt Empfindungen hervorrufen. Einem Schlafenden legte er ein leichtes Seidentuch auf Mund und Nacken. Sofort begannen sich dessen Züge zu verzerrten und er erwachte mit einem ängstlichen Geschrei: er hatte geträumt, er würde lebendig begraben. Gregory legte sich eine Flasche heißen Wassers unter die Füße und bestieg im Traum den Ätna bei unerträglich hoher Hitze. Vanish erweckte mit den Klängen einer Zither im Schlafenden die Illusion eines Konzertes. Eine Person, die er mit Eau de Cologne besprühte, träumte, bei einem Einkauf in einem Parfümladen ohnmächtig zu werden; eine andere, der einige Tropfen Wasser auf die Lippen geträufelt wurden, vermeinte zu schwimmen und machte deutliche Schwimmbewegungen mit den Armen. Einen etwas abweichenden Charakter hatten die Versuche Volds. Dieser ließ seine Versuchspersonen vor dem Schlafengehen farbige Flächen betrachten. Darauf erschienen im Schlafe diese Farben in mannigfachen Variationen und an den verschiedensten Gestalten wieder. Bei solchen Versuchen wurden also Träume nicht etwa durch körperliche Einwirkung auf den Schlafenden, sondern durch Erinnerungsbilder, die in das Traumbewußtsein eindringen, ausgelöst. Das ist ein Beweis dafür, daß zuweilen auch ohne körperlichen Reiz durch Sinüberwirken der Tageserlebnisse Träume entstehen. —

**Kunst.**

e. s. Der Kunstsalon Schulte bietet im Kleinen eine internationale Kunstausstellung. Vor allem ist Norwegen und Schweden vertreten. Henrik Lund hat sich von Munch anregen lassen. In der Art, wie er einen Menschen porträtiert, mit schärfer, sonach karikaturistischer Herausarbeitung des Charakteristischen, so wie der Moment es hervorhebt, mit übertriebener Betonung der farbigen Kontraste, die auf ein Minimum zurückgeführt sind, so daß das Ganze mehr einen flächenhaften, als einen plastischen Eindruck macht, merkt man den Einfluß von Edward Munch. Lund gelingt es, den Moment malerisch zu erfassen. Noch eigenartiger als die Porträts ist ein kleines Bild „Straßenaufschau“, das einen geschickten Ausschnitt gibt, der von oben gesehen ist. Dadurch gehen die schwarzen Figuren lebhaft zusammen und man überseht das ganze. — Arno Cagli wendet der Landschaft sein Interesse zu, die er gleichfalls dekorativ, breitflächig behandelt. Eine Waldlichtung, eine Dorfede bringt er damit in ihrer farbigen Erscheinung — die Stille, die Einsamkeit namentlich — suggestiv zur Wirkung. — Ein ganz anderer ist der Deutsche C. Württemberg. In ihm erstet die Technik und Art der alten, deutschen Maler auf. Er widmet sich vor allem dem Porträt, das er mit aller genauer, minutiöser Durchbildung gibt. Jeder Knopf, jede Falte ist mit Liebe behandelt. Es gelingt ihm, ein Gesicht marant wiederzugeben, ohne daß es kleinlich wirkt. Man denkt an Holbein, van Eyck, die alten Meister, die jede Gesichtszug genau nachbildeten. Ein heller, graublauer Ton ist den Bildern Württembergers eigen. — Gino Parin hat sich die eigentümlichen französischen Zeichner und ihre Nachfolger in Deutschland zum Muster genommen. Er malt mit Vorliebe Chansonetten in glitzerndem Kostüm, das Gelegenheit zu aparten Beleuchtungseffekten gibt, Ueberbrettlsängerinnen und Caféhausdichter. Ueberall die groteske Linie in der übertriebenen Zeichnung, das flatternde Spiel leichter Farben, die plöthlich auflösen. Parin versteht, obwohl sein Talent nicht sehr tief geht und seine Exzentrik harmlos ist, den Ausschnitt aus dem Raum geschickt zu wählen und ein Interieur mit aller Phantastik deutlich erscheinen zu lassen.

Diese Art, den Raum zu behandeln, hat Parin von den Japanern gelernt, auf Umwegen vielleicht durch die Vorbilder, die Franzosen, denen er folgt. Zufälligerweise ist auch eine Serie Skizzen (längliche Wandbilder zum Aufhängen) des japanischen Malers Michigawa (Ende des 17. Jahrhunderts) ausgestellt. Da sehen wir diese geschickte Raumbehandlung, die den Raum suggeriert durch leicht hingeworfene Andeutungen. J. V. für die Landschaft. Vorn sitzen Gruppen von Japanerinnen, hinten ein paar Spigen, die halb von Nebel berührt sind, eine Bergkette. Und man hat das Gefühl, eine ganze Berglandschaft zu sehen. Der Mond scheint durch ein Gestrüpp und man sieht eine weite Ebene. Eine Trauerweide senkt ihre Zweige herab und wir empfinden die stille Melancholie einer reizlosen Landschaft. Das alles gelingt den Japanern durch ihre geschickte Komposition, die nur wenig gibt, aber dieses so ausgewählt, daß der Beschauer das Ganze zu erblicken meint. —

**Aus dem Tierreiche.**

h. Gärten bauende Vögel. Von Gärten bauenden Ameisen ist jüngst viel die Rede gewesen; im Hinblick hierauf mag daran erinnert werden, daß es, ebenfalls im tropischen Amerika, auch manche Vögel gibt, deren Nester kleinen Gärten gleichen. Es handelt sich um verschiedene Kolibriarten, die ihre Nester mit der weichen Samenwolle von Tillandsien ausfüllen und nach außen das Nest mit Flechten verkleben. Da die Samenkörner der Tillandsien in der Wolle sitzen bleiben, so entsteht in einem derartigen Neste zur Regenzeit ein allgemeines Keimen, und die Nester erhalten grünendes Leben. Unter den vielen Sämlingen entspinnt sich dann alsbald der Kampf ums Dasein; die stärkeren haben die schwächeren leicht unterdrückt und entfalten sich weiter. Einigen von diesen wenigen Glücklichen gelingt es meist auch, mit den Wurzeln einen Zweig zu erreichen, an dem sie sich festklammern und dann auch Blüten treiben. —

**Geologisches.**

en. Neue Eiszeitspuren in den Alpen. Nachdem namentlich durch die Arbeiten von Fend und Brückner die früher weit bedeutendere Vergletscherung des Alpengebietes während der Eiszeit untersucht worden ist, sind später noch bemerkenswerte Nachträge zu diesen Forschungen erschienen. Die neueste Ergänzung liefert Dr. Roman Luzerna, der die interessante Gruppe der Steiner Alpen einer eingehenden Untersuchung unterzogen hat. Die Steiner Alpen erheben sich auf der Grenze der beiden österreichischen Kronländer Kärnten und Krain. Ihre größten Erhebungen sind der Grintovo mit 2569, die Dijkstra mit 2350, der Gredl mit 2224 und der Merzlagora mit 2208 Meter. Zwischen den beiden erstgenannten vermittelt der Steiner Sattel einen Uebergang von Nord nach Süd. Die Steiner Alpen bilden das östlichste Glied des südlichen österreichischen Kalkalpenzuges. Bisher hatte Fend hier nur einige Spuren der jüngsten der von ihm in den Alpen unterschiedenen vier Eiszeitaltern, der sogenannten Würmeiszeit, mit Sicherheit nachweisen können. Die neuen Forschungen haben es jedoch unzweifelhaft gemacht, daß die Vergletscherung der Steiner Alpen mit der der Ostalpen überhaupt in Zusammenhang gestanden hat. Dagegen hat diese Gebirgsgruppe, was einen besonders merkwürdigen Fall darstellt, ein eigenes, räumlich von dem der übrigen Alpen getrenntes, Gletschersystem besessen. In der Eiszeit waren die Steiner Alpen mit ihren Gletschern also gewissermaßen ein Vorposten, der sich über das eisfreie Land im Osten und Süden der Ostalpen erhob. Damals haben sie 15 Gletscher getragen, von denen jetzt nichts mehr übrig ist außer den von ihnen in der Form der Täler und in seiner Abnutzung und dem Transport von Gesteinen hinterlassenen Spuren. Immerhin bleiben auch heute noch einige Felder ewigen Schnees von beschränkter Ausdehnung während des ganzen Sommers zurück. —

**Humoristisches.**

— Mahnung. Hotelier (zum Oberkellner): „Sie, Jean, bei dem Herrn dort dürfen Sie sich nicht verrechnen, da könnten Sie sich verrechnen.“ —

— Am Fluß. Städter (der angeln will, zum Einheimischen): „Wo ist denn hier wohl eine günstige Stelle zum Fischen?“

„Grad' wo Sie stehen; da können Sie am besten sehen, wann der Gendarm kommt!“ —

— Ein besorgter Gatte. Herr (zum Arzt, der eben in seiner Stammkneipe Skat spielt): „Um Gottes willen, Herr Doktor, meine Frau stirbt; kommen Sie doch sofort hin — ich vertrete Sie so lange!“ —

(„Reggendorfer-Blätter“.)

**Notizen.**

— Die englische Schriftstellerin Mrs. Craigi, die unter dem Namen John Olivier Hobbes schrieb, starb in London. —

— In der komischen Oper wird „Fausts Verdammung“ von Verlioz als eine der ersten Novitäten in Szene gehen. —

— Welche Theaterstücke haben den meisten Eindruck auf Sie gemacht? Diese Frage wurde im letzten Wintersemester den Besuchern der Arbeiterunterrichtskurse der Berliner Studentenschaft vorgelegt. An der Spitze steht „Kabale und Liebe“ mit 34 Antworten, es folgt „Wilhelm Tell“ mit der Ziffer von 33, dann „Die Räuber“ mit 31, Hauptmanns „Weber“ haben 29, Gorkis „Nachtschl“ hat 23 Verehrer, es folgen „Faust“ und „Maria Stuart“ mit je 14 Stimmen. —

— Mittelalterliche Kunstschätze. In der alten Kirche zu Edenwech (Oldenburg) hat man herrliche Wandgemälde aus dem 15. Jahrhundert entdeckt, die sich unter der Kalkschicht befanden. —

— Der berühmte Palast der Podesta in Bologna droht einzustürzen. Er wurde 1201 gebaut. —

— Eine Versammlung für Volkskunde und Volkskunst wird vom 7. bis 9. September aus Anlaß der dritten Deutschen Kunstgewerbeausstellung in Dresden veranstaltet werden. Prof. Dr. C. Fuchs-Freiburg i. V. hält den Hauptvortrag über die volkswirtschaftliche Bedeutung der Volkskunst. —

— Der Nonnenfalter tritt massenhaft nun auch in Sachsen auf. Bei Ruppitz wurden in einem etwa 100 Hektar großen Nadelholzrevier in der Zeit vom 27. Juli bis 4. August von 24 Schulkindern nicht weniger als 145 000 Nonnentweibchen gefangen und zur Verbrennung abgeliefert. —

— Das kleinste Buch und die kleinste Denkmünze der Welt befinden sich im Schüttershof zu Middelburg auf der Ausstellung von altem Gold- und Silberwerk. Das Buch hat ungefähr die Größe einer gewöhnlichen blauen Bohne und ist 1674 gedruckt. Die Denkmünze ist von Gold und hat die Größe des Kopfes einer großen Stecknadel; sie wurde 1810 bei der Geburt des Sohnes Napoleons, des Königs von Rom, geprägt. Auf der einen Seite zeigt sie ein Kinderöpfchen und auf der anderen Seite eine Wölfin, die zwei Kinder säugt, das Sinnbild Roms. —